

Günter Lucks mit Harald Stutte

Ich war Hitlers letztes Aufgebot

Meine Erlebnisse als SS-Kindersoldat



Weltbild

Ich war Hitlers letztes Aufgebot

Das letzte Aufgebot der Nazis gegen Kriegsende bestand zum Teil aus Kindern. Eines davon ist der Hamburger Günter Lucks, Jahrgang 1928. Ende 1944 wird der 16-jährige HJler zu einer Grundausbildung der Wehrmacht nach Böhmen geschickt, im März 1945 wird er für die «Kampfgruppe Böhmen in der SS-Panzergrenadierdivision Hitlerjugend» rekrutiert. Einen Monat später werden die Jungen an die Front bei Wien geschickt. Das Kind kämpft und tötet – und gerät in sowjetische Gefangenschaft. Es beginnt eine jahrelange Odyssee durch diverse Lager im Baltikum und in Russland. Lucks hat Glück im Unglück; sein Sprachtalent, seine Musikalität, seine Anstelligkeit und sein kindliches Äußeres (das ihm den Spitznamen «Bubi» einträgt) verschaffen ihm Freunde auch bei den Russen. In Tuschino, seiner letzten Station, erlebt er die erste große Liebe seines Lebens zu einer jungen Russin, die er zeitlebens nicht vergessen wird. Erst 1950 kehrt er nach Hamburg zurück, von jeglicher patriotischen Abenteuerlust kuriert.

GÜNTER LUCKS, Jahrgang 1928, war nach der Ausbildung bis 1955 bei der Post tätig. Danach arbeitete er im graphischen Gewerbe, ab 1962 bis zur Rente im Axel Springer Verlag. Dort war er lange Jahre Betriebsrat. Eine Einladung der Bundeswehr in Gründung, ihr als Offizier beizutreten, hatte er abgelehnt.

HARALD STUTTE ist Historiker, Politikredakteur bei der «Hamburger Morgenpost» und Autor verschiedener Reisemagazine. Er wurde mit dem Reportagepreis der Vereinigung Deutscher Reisejournalisten ausgezeichnet.

Günter Lucks mit Harald Stutte

Ich war Hitlers letztes Aufgebot

Meine Erlebnisse als SS-Kindersoldat

Weltbild

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei
Hamburg (veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag)
Lektorat: Frank Strickstroock

Das Gedicht »HELDEN VON HEUTE« von Günter Grass auf S. 64 ist mit
freundlicher Genehmigung des Steidl Verlags dem Lyrikband »Dummer August«
entnommen; © Steidl Verlag, Göttingen

Karten S. 6/7 und S. 214 Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Büro 18, Friedberg (Bay.)

Umschlagmotiv: © ullstein bild – ullstein bild

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-4728-3

2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

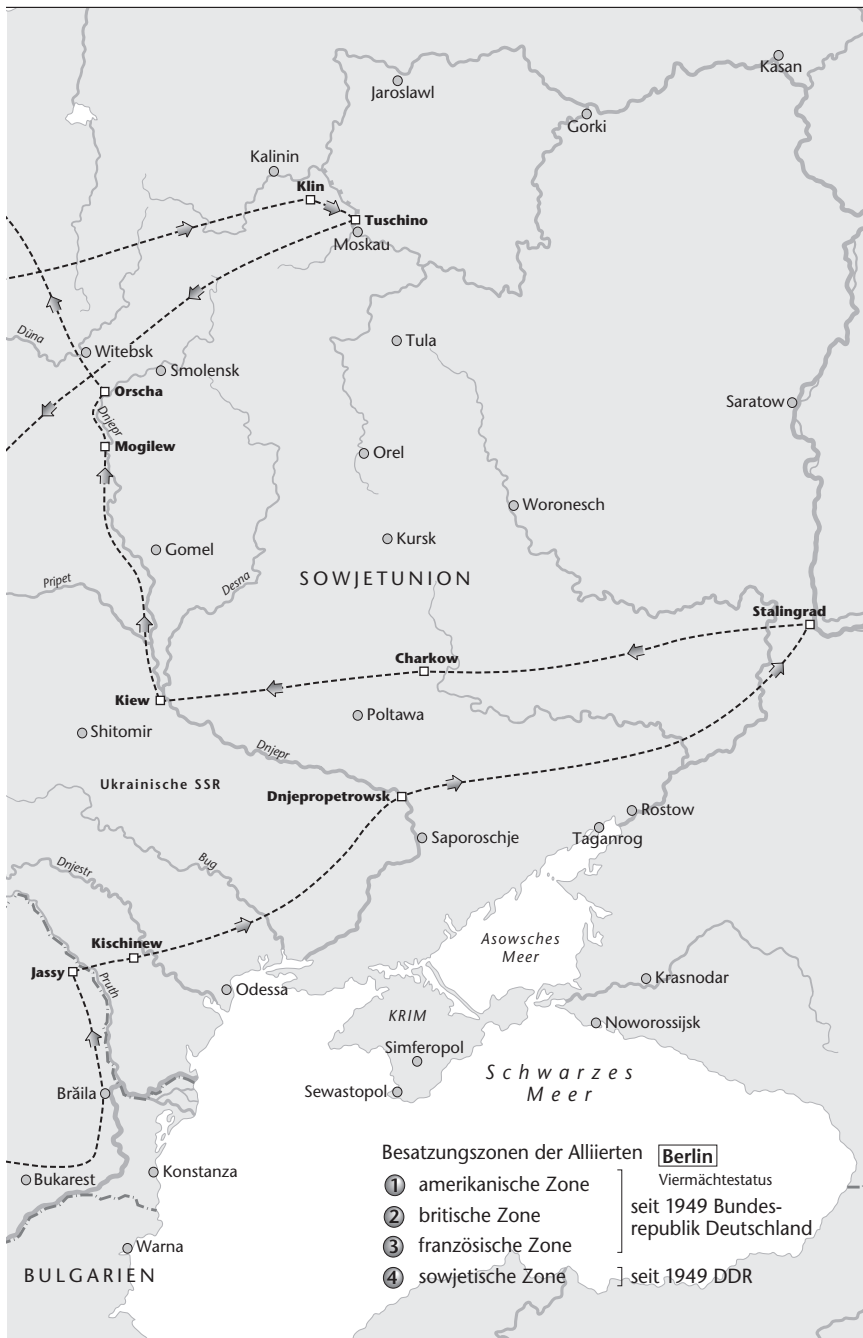
Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

INHALT

Vorwort	9
1. IM KRIEG	15
Eine Familie im Krieg	17
Abschied von Hamburg	40
»Wir sind die Garde« – In der Waffen-SS	57
An der Front	73
Gefangen	95
2. MEINE ODYSSEE	115
»Wojna plennys« – Kriegsgefangene	117
Im Viehwaggon über den Balkan	128
Tallinn	144
Ein kleines Wunder am Heiligen Abend	161
Märchenstunden und ein Aufstand	183
3. TUSCHINO	207
Endstation	209
Verbesserungen	250
Jorka	269
Walja	276
Lagerleben	293
Walzer und Tango im Gorki-Park	308
Heimkehr	329
Nachwort	345
Harald Stutte: Es begann mit einem dicken Umschlag	349





VORWORT

In meinen Träumen kehren die schrecklichen Bilder immer wieder. Dann sehe ich die toten Zivilisten in dem österreichischen Dorf Altlichtenwarth. Ich sehe den Kameraden, den wir »Enteritis« nannten und der etwas rechthaberisch gewesen war. Und der dann von einer Granate zerfetzt und besudelt mit Obstkompott unter Dutzenden kaputter Einweckgläser lag, die wir zuvor im Keller eines Bauernhauses gefunden hatten. Oder ich sehe das Bild eines sowjetischen Soldaten, der mit geweiteten Augen auf mich zusprang, mir sein entsichertes Gewehr an den Kopf hielt und mir irgendetwas in russischer Sprache entgegenschrie, das ich damals nicht verstand. Schwer verletzt lag ich in einem Lazarettzug. Der Krieg war bereits vorbei. Nie wieder in meinem Leben hatte ich eine solche Todesangst wie in jenem Moment.

Solche Bilder sind sehr privat und schwer vermittelbar. Sie waren in meinem Kopf verschlossen, unsichtbar für meine Umgebung. Als alter Mensch hat man sehr viel Zeit und beschäftigt sich mehr mit der eigenen Vergangenheit. Endlich hatte ich das Bedürfnis, meine Geschichte, die Geschichte eines Kindersoldaten und später die eines jugendlichen Kriegsgefangenen, der Nachwelt mitzuteilen. Meinem Sohn zum Beispiel, denn den Gedanken an eine Buchveröffentlichung hatte ich zunächst nicht. Aber ich begann vor einigen Jahren damit, meine Geschichte niederzuschreiben. Und ich war selbst überrascht, wie lebendig die Erinnerungen noch sind, selbst an Details.

Die Idee, meine Erlebnisse aufzuzeichnen, kam mir an einem Januarmorgen im Jahr 2005. Ich war mit der U-Bahn in die Stadt gefahren, womit wir Hamburger im engeren Sinn unsere City meinen. Ich wollte mir eine neue Jacke kaufen. Als notorischer Frühaufsteher erreichte ich die Innenstadt, ehe die ersten Läden öffneten. Und so bummelte ich ziellos umher. Auf der Altmannbrücke blieb ich stehen und beobachtete von oben den Schienenverkehr am südlichen Ausgang des Hauptbahnhofes. Es war ein geschäftiges Treiben da unten, S-Bahnen fuhren hin und her, linker Hand wartete ein ICE. Hinter mir lag das alte Postamt. Früher nannte man diesen Komplex – bestehend aus dem Hauptpostamt 1, dem Paketpostamt 7 und dem Bahnpostamt 17 – »Hühnerposten«. Benannt nach der Straße gleichen Namens, die dort einst verlief. Hier hatte ich im April 1943 meine Lehrzeit begonnen – oder »Lernzeit«, wie man früher bei der Post sagte. Rechter Hand von mir sah ich das Museum für Kunst und Gewerbe, auch das existierte seinerzeit schon. Auf der anderen Seite, wo jetzt das Elektronikkaufhaus Saturn steht, befand sich das Naturhistorische Museum, in dessen Haupthalle ein Walskelett gigantischen Ausmaßes zu sehen gewesen war. Damals war das in Hamburg eine große Attraktion. Im Krieg fiel das Museum leider den Bomben zum Opfer.

In Gedanken versunken begab ich mich auf eine imaginäre Reise, eine Zeitreise, 60 Jahre zurück. Und plötzlich war alles wieder da. Denn genau hier, am Hamburger Hauptbahnhof, hatte sie begonnen: meine lange Odyssee. Ich dachte an jenen kalten 4. Januar 1945 zurück, als eine rußigen Dampf ausstoßende Lokomotive den Zug aus der

halbzerstörten Bahnhofshalle zog, in dem ich einem unbekanntem Schicksal entgegenrollte. Als angehender Frontsoldat saß ich damals in einem Waggon zwischen frustrierten Soldaten und Zivilisten. Auf meinen Knien hielt ich einen kleinen Koffer mit etwas Wäsche, in der Tasche meiner HJ-Uniform hatte ich den Einberufungsbefehl für ein sogenanntes Reichsausbildungslager. Dort sollte ich, ein junger Mensch von gerade mal 16 Jahren, zum Soldaten geschliffen

Als zwölfjähriger »Pimpf« in der
Kinderlandverschickung im
Frühjahr 1941



werden. An dieser Stelle im Herzen Hamburgs begann die Irrfahrt eines Kindes, das für wenige Wochen in einen sinnlosen, apokalyptischen Krieg geschickt und in die Uniform der Waffen-SS gesteckt wurde – einer militärischen Organisation, die für zahlreiche Kriegsverbrechen verantwortlich war. Was aber nicht automatisch bedeutet, dass nur Verbrecher in ihr dienten. Sondern am Ende auch halbe Kinder, wie wir es waren.

Ich nahm mir an jenem Morgen vor, meine Erlebnisse zu Papier zu bringen. Wenn alte Menschen ihre Lebensgeschichte schreiben, öffnen sie oft ein Ventil: Mitunter treibt sie Verbitterung um, zuweilen auch Wehmut, der Wunsch, etwas aufzuarbeiten, oder das Gefühl, der Nachwelt etwas Besonderes zu hinterlassen. In meinem Fall stand keiner dieser Beweggründe Pate. Vielmehr wollte ich meinem Sohn ein ganz persönliches Geschenk machen, ich wollte ihm »gelebte Geschichte« schenken, meine Lebensgeschichte, die auch ein Kapitel deutscher Geschichte in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ist. Ich war einer aus der Masse von schätzungsweise 3,35 Millionen deutschen Soldaten, die in sowjetische Kriegsgefangenschaft gerieten. Ähnliche Schicksale wurden schon viele erzählt. Doch erst, als ich in meinen Erinnerungen grub, als ich das Erlebte wieder zum Leben erweckte, wurde mir klar, dass meine Geschichte etwas Besonderes war, dass ich viele Dinge erlebt habe, die in den zahllosen Büchern, Filmen, Dokumentationen, die es über die Kriegs- und Nachkriegszeit gibt, so noch nicht publiziert worden waren.

Schwer verletzt überlebte ich das Kriegsende und wurde auf eine fünfjährige Reise durch insgesamt elf sowjetische Gefangenenlager geschickt. Dort erlebte ich schlimme Dinge – Zwangsarbeit, Hunger, brutale Behandlung und den Verlust vieler Kameraden, die an Krankheit, Entkräftung oder Hoffnungslosigkeit starben, vor allem in den ersten Nachkriegsjahren. Doch ich machte auch Erfahrungen, die man in einer Kriegsgefangenschaft nicht unbedingt erwartet: Freundschaft und Anteilnahme selbst von

Bewachern und Angehörigen des Volkes, deren Gefangene wir waren. Und ich erlebte die erste Liebe meines Lebens – zu einem Moskauer Mädchen, etwas jünger als ich. Ihretwegen wäre ich sogar freiwillig in der Sowjetunion geblieben. Meine Kameraden nannten mich damals nur Bubi, weil ich noch sehr kindlich aussah und mich vermutlich auch oft noch sehr unreif verhielt. Heute denke ich keineswegs mit Verbitterung an die Gefangenschaft, sondern habe sehr lebhaftere Erinnerungen an eine Zeit, die mich geprägt hat und immer noch sehr beschäftigt. Verbitterung empfinde ich nur über jene, die diesen Krieg begannen und Millionen Unschuldige – darunter Jugendliche wie uns – als williges Kanonenfutter verheizten.

In einem Aufruf der *Hamburger Morgenpost* wurden anlässlich des 60. Jahrestages des Kriegsendes Zeitzeugen gesucht, die mit dem 8. Mai 1945 ganz persönliche und außergewöhnliche Erlebnisse verbanden. Ich meldete mich, ein Artikel über meine Odyssee erschien in dem Blatt. Jahre später schickte ich nochmals meine Erlebnisse an das Blatt, sehr viel detaillierter. Eher zufällig las der Politikredakteur Harald Stutte meine zu Papier gebrachten Erlebnisse und ermunterte mich, sie zu einem Buch auszubauen. Zwei Jahre brauchten wir, bis wir meine losen Erinnerungen zu dem vorliegenden Buch verdichtet hatten. Nicht die oft beschriebene Geschichte einer Niederlage, die eigentlich eine Befreiung war, sollte im Mittelpunkt stehen. Sondern das Schicksal von Jugendlichen und Kindern, deren Naivität und deren Enthusiasmus von den Nazis missbraucht wurden. Und die letztlich ebenfalls zu denen zählen, die für die Verbrechen, die im Namen des

deutschen Volkes begangen wurden, die Zeche zahlen mussten. Der Missbrauch junger Menschen als willige Vollstrecker des Krieges ist also kein neues Phänomen. Nur die Dimensionen haben sich geändert. Hunderttausende Kindersoldaten – UNICEF, *Terre des Hommes* und *Amnesty International* bezeichnen damit »alle Kämpfer und deren Helfer, die unter 18 Jahre alt sind« – werden heute in Kriegen in Zentral- oder Westafrika verheizt. Auch wenn die Situation mit der unsrigen damals nicht vergleichbar ist, so ist uns allen gemein, dass wir um unsere Kindheit, die wichtigste und prägendste Zeit des Lebens, betrogen wurden.

1. IM KRIEG

EINE FAMILIE IM KRIEG

Ich stamme aus einer sozialistisch geprägten Familie. Schon mein Großvater, der Schneidermeister Adolf Schill, war in der sozialistischen Arbeiterbewegung Hamburgs engagiert und genoss sogar eine gewisse regionale Prominenz. Er war ein Veteran der USPD, einer Linkspartei, die sich noch während des Ersten Weltkrieges von der SPD abgespalten hatte. Ein Großteil der USPD war dann 1919 in der neugegründeten Kommunistischen Partei aufgegangen. Adolf Schill hatte die SPD-Legende August Bebel noch persönlich gekannt. Er war stolz darauf, Bausteine für den Bau des Gewerkschaftshauses – der »Waffenschmiede des Proletariats«, wie er es nannte – gespendet zu haben. Mich nervten diese proletarischen Heldenlegenden zwar, denn ich war in meiner Jugend ein stolzer Hitlerjunge und Gefolgsmann Hitlers. Aber »verpiffen« hätte ich meinen Opa nie, obwohl so etwas in anderen Familien durchaus vorkam. Mein Vater, der als Soldat im Krieg war, stand politisch sogar noch weiter links. Er war einst Mitglied im Rotfrontkämpferbund (RFB), dem paramilitärischen Arm der Kommunisten, ebenso mein Stiefvater, der neue Mann meiner Mutter. Meine Eltern hatten sich scheiden lassen, als ich noch ein kleiner Junge war. Mein Vater ebenso wie mein Stiefvater waren bis zu Hitlers Machtergreifung 1933 in der kommunistischen Bewegung Hamburgs aktiv gewesen.

Nach Hitlers Machtergreifung waren ganze Hundert-

schaften von RFB-Leuten der SA beigetreten. Ich erinnere mich noch, dass uns ein Freund meines Vaters besuchte, in nagelneuer SA-Uniform. »Komm doch auch zu uns, Hermann«, bat er meinen Vater. »Sieh mal, die schönen braunen neuen Stiefel und die Uniform, alles umsonst. Der Führer will uns auch Arbeit beschaffen.« Mein Vater starrte ihn fassungslos an, Ehrlosigkeit und spontane Gesinnungswechsel waren ihm zuwider. Doch die Nazis machten es den ehemaligen Kommunisten leicht und waren nicht nachtragend, schließlich gab es auch ranghohe Nazis wie Joseph Goebbels, die einst kommunistischen Ideen anhängen. Hart und unnachgiebig bekämpften sie aber jene, die nach 1933 in den Untergrund gingen. Dazu fehlte meinem Vater der Mut, was ich sehr gut verstehen kann, denn die Überlebenschancen als kommunistischer Widerstandskämpfer waren gering. Er fügte sich still und wurde später zur Wehrmacht eingezogen. Seine innere Überzeugung jedoch gab er nicht auf.

Wir Kinder sahen in den erst allmählich einsetzenden Luftangriffen zu Beginn des Krieges noch eine Art Abenteuer, sie hatten für uns ein unterhaltsames Moment. Etwas weit hergeholt vergleichbar mit Fernsehen oder den heute so populären Computerspielen. Auch wenn es heute unglaublich klingt, empfanden wir das so, denn die Gefahr dieser Angriffe war uns anfangs noch nicht bewusst. In klaren Nächten standen wir draußen und sahen die Scheinwerferbündel unserer Flugabwehr am Himmel, auf der Suche nach englischen Fliegern, die sie mitunter erfassten. Hatten die hellen Leuchtbalken erst mal einen feindlichen Flieger fixiert, gab es für ihn in den meisten Fällen kein Entrinnen mehr, trotz aller fliegerischen Kapriolen, zu denen er ansetzte. Gebannt

blickten wir zum Himmel, beobachteten das Duell und sahen, wie die kleinen Explosionswölkchen der Flakgeschosse die Flugbahn des Bombers säumten. Alle deutschen Städte waren eingebettet in einen Ring aus Flakstellungen, in denen ab 1943 Jugendliche, die sogenannten Flakhelfer, die Geschütze bedienten. Wurde der Flieger von einem Geschoss getroffen, freuten sich meine Freunde stets, jubelten, wie man sich heute während einer Fußball-Live-Übertragung über ein Tor seines Lieblingsvereins freut. So richtig begeistert war ich von dieser Jagd da am Himmel nie. Eigentlich freute ich mich nur, wenn ich am Himmel kleine Fallschirme sah. Hitlerjunge hin oder her – ich hatte Mitleid mit den abgeschossenen Piloten und gönnte ihnen die Rettung; zeigen und mitteilen mochte ich das aber meinen Freunden nicht.

Am folgenden Tag gingen wir Kinder dann die Straßen entlang und suchten Granatsplitter von den Geschossen der Fliegerabwehrkanonen. Wir tauschten sie untereinander. Wenn einer der Splitter noch ein Stück des Führungsrings aufwies, war es so wertvoll wie fünf andere Stücke. Am begehrtesten waren Bombensplitter aus Leichtmetall, dafür gab es unter uns Jungens zehn andere. In der ersten Zeit waren Leichtmetallsplitter für uns sogar so wertvoll wie eine seltene Briefmarke. Doch das Angebot an Fundstücken wurde im Verlauf des Krieges immer größer, der Umtauschkurs sank, Folge des forcierten Bombenkrieges der Alliierten gegen das Reich, das die Lufthoheit verlor und den Himmel über den Städten nicht mehr wirksam zu schützen vermochte. Immer mehr Bomben fielen und begruben so manchen der kleinen Sammler unter sich.

In den ersten Kriegstagen wurde in den Städten noch strikt

auf Einhaltung der Verdunkelung geachtet. Fenster, Auto- und sogar Fahrradscheinwerfer mussten mit blauem Verdunkelungspapier beklebt werden. Nur kleine Lichtstreifen blieben ausgespart. Blockwarte liefen nachts durch die Straßen, »Licht aus!« riefen sie, falls jemand das Verdunkelungsgebot missachtete. Die Menschen trugen kleine, phosphoreszierende Abzeichen, in Hamburg waren das oft kleine Möwen. Daran sollte erkannt werden, dass jemand entgegenkam. In den Kinos und im Radio wurde gemahnt: »Denk an die Verdunkelung!« Doch all diese Vorsichtsmaßnahmen ließen später nach, denn die Alliierten bombardierten die deutschen Städte, ob sie nun dunkel waren oder nicht.

Aus sporadischen Bomberattacken wurden allmählich Großangriffe mit Bomberflotten, die den Städten schwer zusetzten. Schrecklich für uns waren die Nächte, die wir Großstadtkinder dann stundenlang im Luftschutzbunker sitzen mussten. Oft wurden wir nachts aus dem Schlaf gerissen, wenn die Sirenen heulten. Wir mussten dann in die bereitliegende Kleidung schlüpfen, wurden schlaftrunken von den Erwachsenen durchs zumeist kalte Treppenhaus gezogen, um die schutzverheißenden Luftschutzbunker zu erreichen. Dort warteten wir, bis der Albtraum endete, ein langgezogener Sirenenton gab Entwarnung. Dauerte der Alarm länger als drei Stunden, fiel am nächsten Tag die Schule aus. Wir empfanden das als kleine Entschädigung für durchlittene und durchwachte Nächte.

Als sich die Luftangriffe häuften, führten die Nazis die sogenannte Kinderlandverschickung ein – KLV abgekürzt. Kinder, vorzugsweise aus den besonders gefährdeten Großstädten mit Industrie, wurden in vermeintlich sichere Ge-

biete gebracht, vor allem aufs Land. Oft geschah das unter Zwang, und so manche Träne wurde vergossen, weil sich die Kinder nicht von ihren Eltern trennen wollten. Meist ging es nach Süd- oder Ostdeutschland sowie in die sogenannte Ostmark, wie Österreich seit dem Anschluss ans Deutsche Reich genannt wurde, oder nach Böhmen und Mähren. Die kleinen Kinder kamen in der Regel in die Obhut von Privathaushalten, die sich dafür freiwillig zur Verfügung stellten. Schulkinder indes gingen in Klassenformation mit Lehrern in dafür vorbereitete KLV-Lager. Hatte man Glück, kam der eigene Lehrer mit. Das war aber nur selten der Fall, denn die Lehrer erfanden oft Gründe, der ungeliebten Verschickungsaktion zu entgehen. Es gab aber auch Lehrer, die ihre Schüler begleiteten. Ein kleines Hamburger Mädchen wurde von ihrer Klassenlehrerin, einer gewissen Frau Hannelore Schmidt, heute bekannt als Loki Schmidt, Frau des Alt-Kanzlers Helmut Schmidt, damals in ein KLV-Lager ins fränkische Coburg begleitet. Zufällig war ich zur gleichen Zeit in diesem Lager, lernte das Mädchen aber nicht kennen, ein Jahrzehnt später wurde es meine Frau.

Für meine Familie, so wie für alle Menschen in Deutschland, war dieser Krieg längst allgegenwärtig geworden. Die Städte waren zerstört, fast jede Familie hatte gefallene Angehörige zu beklagen. Und die Nachrichten von der Front verhießen nichts Gutes. Auch im ganz alltäglichen Leben war die Not groß. Die Lebensmittel waren rationiert, wir Kinder wurden dazu verdonnert, in unserer Freizeit Rohstoffe zu beschaffen. So wurden die Haushalte aufgefordert, Fleischknochen aufzubewahren. Diese wurden dann wiederverwertet, zum Beispiel für die

Herstellung von Seife. Kinder und Jugendliche rückten regelmäßig mit Bollerwagen aus, wir sagten damals Blockwagen dazu, um diese Knochen einzusammeln. Das organisierten die Schulen generalstabsmäßig. Unsere Lehrer teilten uns Häuserblocks zu, pro Kind zwei bis drei. Wir zogen dann nach Schulschluss los, klingelten an der Haustür, sagten einen Spruch auf, etwa folgenden Inhalts: »Heil Hitler, haben Sie Knochen?« Fast schon stereotyp bekamen wir dann blöde Antworten: »Ja, aber die brauche ich selbst noch ...!« oder »Ja, die tun mir weh ...« Einer sagte auch: »Sag dem Lehrer, ich hab nicht mal Fleisch, woher soll ich denn da die Knochen nehmen?«

Trotzdem trugen wir regelmäßig mehr oder weniger große Ladungen Knochen zusammen. Denn die Menschen hatten in sechs Kriegswintern gelernt zu improvisieren, vor allem zu organisieren. In den Großstädten wurden Haustiere gehalten, das Fleisch wurde gegen andere Dinge getauscht. Auf unserem Schulhof waren Tonnen aufgestellt, und ein Lehrer schrieb auf, wer wie viel Knochen mitbrachte. Dafür gab es dann Lob oder Tadel. Doch leider standen vor der Schule oft große Jungs, die uns Kleineren die Knochen abnahmen, weil sie zu faul waren, selbst welche zu sammeln. Und sie drohten uns Schläge an, würden wir ihren Diebstahl verraten. Gewalt unter Jugendlichen ist kein neues Phänomen unserer Tage. Hin und wieder waren die Großen aber auch gnädig und ließen uns einen Teil unserer Ausbeute.

Die Versorgung war schlecht, aber es reichte zum Überleben. Irgendwie. Die Freude war groß, wenn in den Zeitungen bekannt gegeben wurde, dass es sogenannte Son-

derzuteilungen gab, Essensrationen zusätzlich zu dem, was uns kraft unserer Lebensmittelkarten zustand. Ich erinnere mich, wie wir uns einmal in der Vorweihnachtszeit über ein zusätzliches Ei freuten. Man war bescheiden geworden. Das ewige Schlangestehen zerrte an den Nerven. Und man musste immer scharf aufpassen, dass der Krämer im Eifer des Gefechts nicht zu viele Abschnitte von der Karte trennte. Bei den vielen, winzig kleinen 50-Gramm-Abschnitten passierte das gelegentlich. Kam man dann nach Hause, gab es Krach mit der Mutter, weil diese Marken für uns Städter überlebensnotwendig waren.

Wenn auch nicht an den »Endsieg«, so glaubten wir trotz der schweren Niederlagen, die auf das Desaster von Stalingrad folgten, gefüttert mit den Goebbels'schen Propagandamärchen aus Rundfunk und Zeitung, dass das deutsche Heer überall standhaft dem Ansturm einer Welt von Feinden trotzte, ungeachtet der immer wieder eingeräumten kleineren »planmäßigen Rückzüge«. Da ich aus einem sozialistisch geprägten Elternhaus stammte, gab es bei uns zu Hause nie so etwas wie Kriegsbegeisterung. Meine Mutter hatte ihre eigene Art, dem NS-Regime ein klein wenig die Stirn zu bieten. In den Geschäften waren damals Schilder angebracht, auf denen stand: »Kommst du als Deutscher hier herein, dann muss dein Gruß ›Heil Hitler‹ sein!« Meine Mutter aber rief stets halblaut »Hein Dittmer«.

Zum sogenannten Führergeburtstag am 20. April hatten wir die Pflicht, die Fensterfront unserer Mietwohnung mit der Hakenkreuzfahne zu beflaggen. Meine Mutter kam dem nicht nach, hängte stattdessen ein rotes Federbett aus dem Fenster – in proletarischer Verbundenheit unserer

kommunistischen Vergangenheit gedenkend. Der Blockwart, ein NS-Funktionär niederen Ranges, der mit der Kontrolle der Straßenzüge beauftragt war, klingelte bei uns und fragte empört, was das zu bedeuten habe. Meine Mutter, keineswegs auf den Mund gefallen, machte dem Mann unmissverständlich klar, dass wir keine Hakenkreuzfahne besäßen. Und außerdem seien ihre kleinen Kinder Helma und Jürgen Bettnässer. Deshalb hänge das in den Federbetten damals typische rote Inlett zum Trocknen an der frischen Luft. Der Mann war sprachlos und gab auf.

Die sozialistischen Attitüden meines Elternhauses ließen mich kalt. Denn ich war ein Kind meiner Zeit, 1928 geboren und aufgewachsen in der Hitler-Diktatur. Die Meinungsvielfalt und diese Lust an der politischen Kontroverse, welche die Zeit zwischen den Weltkriegen geprägt hatten, existierte für meine Generation nicht mehr, wir hatten das nie kennengelernt. Unter uns Jugendlichen haben wir so gut wie nie über Politik diskutiert. Wir kamen gar nicht erst auf die Idee, weil es ja nur eine Meinung gab, zumindest nur eine zugelassene. Der Führer war unfehlbar, das war in München, in Berlin und natürlich auch in Hamburg so. Ich erinnere mich beispielsweise daran, dass Hamburger Gastwirte damals sehr besorgt waren, dass womöglich der Alkohol bei so manchem Gast die Zunge lösen könnte, was dann zu enormen Scherereien geführt hätte. In einer Kneipe nahe unserer Wohnung in Hammerbrook, in die ich mitunter mit einem großen, verschließbaren Fünf-Liter-Glasballon geschickt wurde, um Bier »außer Haus« zu holen, hing ein Schild, auf dem

stand: »Sub di duun un freet di dick un hol dat Mul vun Politik!« (Sauf dich voll und fress dich dick und halt das Maul von Politik.) Was »draußen« tabu war, galt nicht für die eigenen vier Wände. Daheim wurde heftig diskutiert und gestritten, was mich allerdings abstieß, denn zumeist stritten meine Eltern und ihre Genossen unter Verwendung eines »revolutionären Kauderwelschs«, zumindest empfand ich das so, das ich nicht verstand. Da ging es um »Revisionisten«, die proletarische Vorhut, das Monopolkapital – ich verstand Bahnhof. Für mich war die Linie der Nazis maßgeblich, denn deren Botschaft schien klar zu sein, ihre Sprache war einfach und deutlich. Und sie waren die Sieger. Zumindest damals.

Ich hatte eine große Sammlung der damals üblichen Elastolin-Soldaten. Es gab Deutsche, Franzosen, Engländer, sogar abessinische Soldatenfiguren. Mein Bruder und ich waren die Feldherren, wir schickten unsere Heere in gewaltige Schlachten, wobei ich als der Lütte stets die ausländischen Truppen befehligen musste und natürlich immer verlor. Egal, wie clever ich meine Soldaten postierte, es gewannen immer die Deutschen unter General Hermann, so der Name meines zwei Jahre älteren Bruders. Als mein Vater eines Tages mitbekam, dass ich eine Gruppe SA-Männer und eine Figur von Hermann Göring mit nach Hause brachte, wurde er furchtbar wütend und warf sie alle ins Feuer des Ofens. Kurz darauf wurde er selbst Soldat. Er kam nach Frankreich und wurde 1947 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen.

Das dritte Kriegsjahr ging zu Ende. An den Fronten verließ uns das Glück. In Stalingrad kämpfte die 6. Armee

ihren Todeskampf. Und in Hamburg? Die Silvesternacht auf das Jahr 1943 feierten wir mit bescheidenem Luxus: Man trank etwas Bier und rauchte die wenigen Zigaretten, die es für Raucherkarten gab. Wir besaßen ein Grammophon, zu den krächzenden Walzer- oder Tangoklängen der Schellackplatten tanzten die Erwachsenen. Auch das Radio dudelte leise vor sich hin, mit halbem Ohr musste stets einer lauschen, ob am Himmel über Hamburg Unheil in Form von Bombern drohte. Wir hofften, es würde kein »Feuerwerk« geben, denn was uns heute heiter stimmt, brachte uns damals Tod und Verderben.



Die Familie, einen Monat bevor mein Bruder Hermann (hinten rechts) starb. Vorne links meine Halbgeschwister Jürgen (6 Jahre) und Helma (9 Jahre), hinten links ich mit 14; in der Mitte meine Mutter Luise (34 Jahre). Das Foto entstand im Juni 1943.

Im April trat ich in Postuniform eine Lehrstelle am Postamt Hamburg 1 an. In Jahrgängen um eine Büste des »Führers« aufgestellt, mussten wir jeden Morgen antreten. Dann wurde ein Nazilied gesungen, und der zuständige Postsekretär, der dort auch Jahre nach dem Krieg noch tätig sein sollte, hielt eine markige, kurze Ansprache. Ein knappes »Sieg Heil«, und ab ging die Post ...

Und dann kam der Sommer 1943. Im Mai hatten meine Eltern Hamburg verlassen. Mein Stiefvater – meine Eltern hatten sich bereits 1932 scheiden lassen – wurde als Spezialist für den Flugzeugbau in einem Werk in Kuřim in Tschechien gebraucht, dem sogenannten Reichsprotectorat. Nur meine Mutter und meine zwei kleinen Geschwister durften ihn begleiten. Als Lehrlinge, also Berufstätige, hatten mein 16-jähriger Bruder und ich (zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre jung) in Hamburg zu bleiben. Zunächst kamen wir in der Familie meines leiblichen Vaters unter. Doch der war ja im Krieg, und seine neue Frau mochten wir nicht. Wir empfanden, sie sei egoistisch. Ich erinnere mich noch, dass uns Kindern damals kraft der Lebensmittelkarten Schokolade zustand. Doch meine Stiefmutter aß uns in schöner Regelmäßigkeit diese Schokolade weg. Außerdem stammte sie aus gutbürgerlichen Verhältnissen und fühlte sich in unserem proletarischen Umfeld nicht besonders wohl, was in ihrer schlechten Stimmung ihren Niederschlag fand. Sie schlug uns oft. Als ich einmal Schläge bekam, ging Hermann dazwischen, versetzte der Stiefmutter gar eine Ohrfeige und packte seine Sachen. »Gehst du mit zu Mutter?«, fragte er mich. So beschlossen wir, den Rest der Zeit bis

zur Rückkehr meiner Mutter und des Stiefvaters in den eigenen vier Wänden zu wohnen.

Und so bezogen wir die Wohnung unserer Eltern im Hamburger Osten, im Nagelsweg Nummer 49. Ein paar Häuser davor, im Nagelsweg 39, unterhielt meine Tante Olga Paasch ein kleines Gemüsegeschäft im Souterrain des Hauses. Tante Olga sorgte dafür, dass täglich etwas Warmes auf den Tisch kam. Hermann, der sehr dominant war und die Rolle des großen Bruders gelegentlich mit der des Vaters verwechselte, übernahm die Regie. Das Haus meiner Großeltern befand sich in der Hammerbrookstraße Nummer 8, einer Parallelstraße. Dort hatten sie auch ihre kleine Schneiderei. Ich erinnere mich noch, dass sich gegenüber dem Wohnhaus meiner Großeltern eine Ausgabestelle für sogenannte Volksgasmasken befand, die für fünf Reichsmark das Stück verkauft wurden. Sie sollten die Stadtbevölkerung im Falle eines Gasangriffes schützen und waren sehr simpel konstruiert.

Es war bis dato ein heißer Sommer, ein unbeschwerter Sommer gewesen, das Grauen des Krieges war zwar präsent, wurde aber eher mittelbar als Bedrohung wahrgenommen. »Ein feindlicher Bomberverband befindet sich im Anflug auf Nordwestdeutschland. Es folgt in Kürze eine weitere Vorwarnung!«, verkündete am Abend des 24. Juli eine ruhige Stimme in unserem Radio Typ »Volksempfänger«. Solche Meldungen gab es oft. Mitunter hatte man Glück, und es hieß kurze Zeit später: »Der gemeldete Kampferverband fliegt in Richtung Hannover – Berlin weiter.« Dann hatten die Menschen dort Angst, aber wir hatten Ruhe.

Doch an jenem 24. Juli 1943 sollte es uns treffen. Wir sollten Zeugen eines neuen, grausamen Kapitels in der Geschichte des Luftkrieges gegen Zivilisten werden. »Gomorra« nannte die britische Royal Air Force die Operation. Heute wissen wir, dass es sich um die bis dahin schwersten Luftangriffe der Kriegsgeschichte handelte. Ein Grauen in mehreren Fortsetzungen, beginnend in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943. Und ausgerechnet unseren Wohnort, den Hamburger Osten, sollte es besonders schwer erwischen.

Nach der Vorwarnung erfolgte der Vollalarm. Zu diesem Zeitpunkt und noch bis Ende 1944 wurden bevorstehende Angriffe zuverlässig im Radio angekündigt. Erst danach, vor allem durch den Verlust der nordfranzösischen Kanalzone, in der die deutsche Frühaufklärung tätig war, brach das Frühwarnsystem zusammen.

Hermann und ich eilten in den Luftschutzkeller unseres Hauses, als wir den Signalton des Vollalarms vernahmen. An fast jedes Haus war damals mit Kreide »LSR« geschrieben, darunter wies ein Pfeil in die jeweilige Richtung. »LSR« bedeutete Luftschutzraum, es gab ihn in fast jedem Keller. Wir nahmen also unser Handgepäck, eine Tasche, in die wir unser wichtigstes »Spielzeug« gepackt hatten, und liefen zügig die Treppe hinunter. Unser Luftschutzraum war eigentlich eine Wäscherei, in der die Inhaber auch gleichzeitig wohnten. Wir saßen also mit etwa 20 Personen – fünf Männer, der Rest Frauen und Kinder – im unterirdischen Wohnzimmer, welches zur Wäscherei gehörte.

Das Licht wurde gelöscht, weil wir glaubten, es locke die Bomber an. Das war natürlich Blödsinn, denn durch

die sogenannten Tannenbäume – das waren brennende Leuchtmarkierungen – glich die ganze Stadt längst einem gleißenden Meer aus Licht. Als die ersten Bomben fielen, erstarben auch die letzten Gespräche, die meisten Menschen im Keller hielt es nicht mehr auf den Stühlen, Sesseln, dem Sofa. Die Bomber der ersten Angriffswellen dröhnten über uns und ließen ihre todbringende Last fallen. Wir hörten Einschlag auf Einschlag. Bei schweren Einschlägen in unmittelbarer Umgebung rieselte der Putz von der Decke. Manche Frauen wimmerten, Kinder weinten. Wir hatten schon das Gefühl für Zeit verloren, als plötzlich Ruhe einkehrte. Wir hegten die begründete Hoffnung, dass die Angriffe nun vorüber seien. Denn so war es immer gewesen – bis zu diesem Zeitpunkt zumindest. Eine derartige Massierung von Angriffswellen, wie wir sie in den nächsten Tagen erleben sollten und die geeignet schienen, eine ganze Großstadt komplett auszulöschen, hatte es im ganzen Reich noch nicht gegeben. Also atmeten wir in der Hoffnung, das Schlimmste überstanden zu haben, zunächst einmal auf. Doch lediglich eine Pause gönnte man uns Hamburgern, eine Pause, um noch einmal so etwas wie zwei ganz normale Sommertage genießen zu dürfen – für viele Hamburger die letzten ihres Lebens.

Unser Haus war verschont geblieben, ein allerletztes Mal. Am 26. Juli ging ich einen Freund im Stadtteil Fuhlsbüttel besuchen. Unterwegs fielen mir die vielen zerstörten Gebäude auf, die bereits der ersten Bomberwelle zum Opfer gefallen waren. Im Erdkampsweg hob ich ein Flugblatt der Royal Air Force auf. Es hatte in etwa Postkartengröße.